

Wagners briefliche Interpretationen des „Ring“.

Das Hauptthema des „Ring“ ist der Kampf zwischen zwei Weltprinzipien. Auf der einen Seite steht die Macht, und die wird durch Kapital errungen. Wer dem Machtstreben verfällt, wird ein Sklave der Goldgier und des Strebens nach dem Ring als dem Symbol der Macht. Auf der anderen Seite steht die Liebe als ein nicht-käufliches Prinzip, und dessen wahre Vertreterin ist Brünnhilde, die denn auch den Ring anstandslos den Rheintöchtern zurückgeben kann. Alle anderen hetzen hinter ihm her, nur Siegfried und Brünnhilde nicht. Aber Siegfried erliegt den Ränken der machtgierigen Burgunder und wird so zum schuldigen Täter, weil er Brünnhilde verriet, und zum schuldlosen Opfer, weil er unwissentlich Ziel einer Intrige wurde. Erst im Tode kommt ihm die Ahnung seiner wahren Bestimmung. Brünnhilde dagegen überwindet das zerstörerische Machtprinzip durch freiwillige Rückgabe des Rings und eröffnet Ausblicke in das vom Prinzip Liebe und Freiheit regierte Zusammenleben der Zukunft – allerdings um den Preis ihres Lebens. Im derzeitigen Weltzustand können die füreinander Bestimmten nur im Tode zusammenkommen.

Die ausführlichsten Kommentare bzw. Deutungen Wagners finden sich in seinen beiden Briefen an den befreundeten Musiker und Komponisten August Röckel, der wegen seiner Teilnahme am Dresdener Maiaufstand vom 3. bis 9. Mai 1849 eine dreizehnjährige Haftstrafe auf der Festung Königstein und im Zuchthaus Waldheim verbüßte. Entlassen wurde er im Januar 1862 als der „letzte Maigefangene“.

1. Brief Wagners vom 25./26. Januar 1854

An August Röckel, Waldheim
Zürich, 25./26. I. 1854

Wie es gekommen ist, dass ich Deinen Brief an vier Monate unbeantwortet liess, ist mir jetzt sehr erklärlich, aber schwer wird mir's werden, es Dir zu erklären, liebster Freund! Jedenfalls trägt die Hauptschuld die Bedeutendheit Deines Briefes: auf ihn einigermaßen entsprechend zu antworten, hing nicht bloss vom Willen, sondern namentlich auch vom Vermögen ab. Ich war im vergangenen Sommer sehr unruhig. Liszt besuchte mich im Juli; dann war ich in einem Bade, St. Moritz in Graubünden (6000 Fuss über dem Meer): Ende August zog ich nach Italien - so weit es mir offen steht: Turin, Genua, Spezzia; dann wollte ich nach Nizza, um dort mich einige Zeit aufzuhalten; meine abscheuliche Einsamkeit kam mir aber gerade in dieser Fremde so sehr zu Gemüth, dass ich plötzlich - auch in Folge eines rein körperlichen Uebelbefindens - in tiefe Melancholie sank und nicht schnell genug über den Lago maggiore und den St. Gotthardt nach Haus reisen konnte. Während ich mich hier erholte, kam mir Dein Brief: zugleich aber auch eine Einladung von Liszt zu einem Rendezvous in Paris. Dort verbrachte ich den Monat October - was den Journalen Veranlassung gab, mir und Liszt die Intention der Aufführung meiner Opern in Paris anzudichten. Deinen Brief hatte ich in dem Tumulte nicht beantworten können, und wollte es nun bei meiner Rückkehr nach Zürich. Hier angekommen überwältigte mich aber endlich die Sehnsucht nach der musikalischen Composition des »Rheingoldes« so heftig, dass es mir in dieser Stimmung unmöglich war, Dir auf Deine kritischen Bemerkungen über mein Gedicht zu antworten: es ging nicht, ich konnte nicht! Aber mit Leidenschaft warf ich mich - nach sechsjähriger gänzlicher Unterbrechung! - auf die Musik, so dass ich endlich mir vornahm, Dir nun nicht eher zu schreiben, als nach der Beendigung der Composition des Rheingoldes. Nun, so weit bin ich; - und jetzt begreife ich auch meinen Widerwillen, Dir eher zu antworten, denn jetzt - nach dieser Composition - bin ich plötzlich ganz anders im Stande Dir zu antworten,

nämlich - auf Deine Kritik so gut wie gar nichts zu antworten, was auch vermuthlich das allerbeste sein wird: denn Du hast ganz recht, zu kritisiren, aber ich habe recht, wenn ich die Sache mache und ausführe, wie ich kann und mag. Also - streiten werde ich mich mit Dir nicht, aber sprechen wollen wir doch etwas darüber!

Zunächst jedoch, was nun meinen heutigen Brief betrifft, lass mich Dir sagen, dass Du mir ein grosses, hocheufreudiges Geschenk gemacht hast durch die Nachrichten über Dich und Dein Ergehen. Ich komme darauf zurück, dass Du mir in Deiner Lage fast glücklicher vorkommst, als ich mir in der meinigen. Von Deiner Gesundheit giebt mir jede Zeile Deines Briefes Kunde: ich bezeuge Dir dafür meine freudige Bewunderung! Dass Du mir einen fünf Bogen starken Brief schreiben durftest, bezeugt mir auch die Besserung Deiner persönlichen Lage, die mir denn doch herzlich lieb ist, wenn ich auch gestehen muss, dass ich mir Umstände denken könnte, unter denen ich aller und jeder Erleichterung der Existenz entsagen dürfte, ohne mich eben um des Versagten willen sehr zu grämen. Eines steht über Allem: die Freiheit! Was ist aber »Freiheit«? etwa - wie unsere Politiker glauben - »Willkür«? - gewiss nicht? Die Freiheit ist: Wahrhaftigkeit. Wer wahrhaft, d.h. ganz seinem Wesen gemäss, vollkommen im Einklang mit seiner Natur ist, der ist frei; der äussere Zwang ist nur dann (seinem Sinne nach) erfolgreich, wenn er die Wahrhaftigkeit des Bezwungenen tödtet, wenn dieser heuchelt, und sich wie anderen glauben machen will, er sei ein anderer als er wirklich ist. Das ist die wahre Knechtschaft. Zu dieser braucht es aber der Gezwungene dennoch nicht kommen zu lassen: und wer - selbst unter dem Zwange - seine Wahrhaftigkeit sich wahrt, der wahrt sich im Grunde auch seine Freiheit; wenigstens gewiss mehr als der, der einen Zwang - wie ihn unsre ganze Welt enthält - gar nicht mehr merkt, weil er sich mit seinem eigenen Wesen ihm ganz schon gefügt, sich ihm zu Liebe entstellt hat.

Ich glaube, diese »Wahrhaftigkeit« ist im Grunde auch die ganze »Wahrheit«, von der in unsren Philosophien und Theologien die Rede ist. »Wahrheit« ist ein Begriff, und der Natur nach nichts anderes, als die vergegenständlichte »Wahrhaftigkeit«, der eigentliche Inhalt dieser »Wahrhaftigkeit« ist aber doch nur einzig die »Wirklichkeit«, oder besser: »das Wirkliche«, »das wirklich Seiende«, und »wirklich« ist nur das, was »sinnlich« ist, während das »Unsinnliche« gewiss auch das »Unwirkliche« ist, nämlich das nur »Gedachte«, »Vorgestellte«. Wenn ich somit die »Wahrhaftigkeit« gewiss nicht mit Unrecht das umfassendste Gefühl der Wirklichkeit, zugleich mit dem Bekenntnisse dieses Gefühles, nenne, so ist die »Wahrheit« am Ende nur wieder der Begriff von diesem Gefühle, wenigstens ist sie in der Philosophie dazu geworden: dieser Begriff steht aber gewiss eben so weit von der Wirklichkeit ab, als die »Wahrhaftigkeit« - in dem bezeichneten Sinne - ihr nahe steht, daher täuscht man sich von jeher wohl in nichts mehr, als in der »Wahrheit«, so dass sie eigentlich wohl das allertrügerischste von der Welt ist; sie wird endlich, wie jeder Begriff, eben nur noch ein Wort, und mit solchen »Worten« lässt sich wohl recht schön ein »System bereiten«, aber niemals mehr die Wirklichkeit erfassen. Am sichersten erfahren wir diese eben nur mit dem Gefühl, und wahres Gefühl ist nur sinnliches Gefühl. Allerdings müssen wir hier nicht unter »Sinnen« das verstehen, was die Philosophen und Theologen mit voller Verachtung darunter begreifen, nämlich nicht die »thierischen« Sinne, sondern eben die menschlichen Sinne, die bekanntlich so weit reichen, dass sie die Sterne messen und ihren Lauf sich darstellen. - Ueber die »Welt« nun, soweit sie uns Gegenstand unsres Wahrhaftigkeitsgeföhles ist, werden wir uns bald einigen, wenn wir eben den einzig richtigen Erfahrer desselben, eben jenes Gefühl allein gewähren lassen und die durch dasselbe empfangenen Eindrücke einzig beachten. Der Mensch bedient sich, seiner Organisation nach, unendlicher Hülfsmittel zum Erfassen der Welt als eines Ganzen: diese Hülfsmittel sind in ihren mannigfachsten Complicationen eben die »Begriffe«: so stolz dünken wir uns nun beim Erfassen eines Ganzen durch die Begriffe, dass wir - indem wir eben dieses Ganze zu haben glauben - unwillkürlich wohl vergessen, dass wir nur einen Begriff haben, also eigentlich nur an unsrem Werkzeuge uns erfreuen, während wir von der Wirklichkeit der Welt eben am weitesten abgekommen sind. Wer sich im Wahnsinne dieser Täuschung auf die Dauer nun aber nicht wahrhaft erfreuen kann, der vergegenständlicht sich endlich nun wohl auch sein eigenes, als unbefriedigt empfundenen Wesen, gewahrt die hochmüthige, unerfreuliche Täuschung, und begreift endlich die Nothwendigkeit, sich mit vollem Bewusstsein der Wirklichkeit mit dem Gefühle wieder zu nähern. Wie aber ist diese nun wieder zu erfassen, die sich - als eingebildetes Ganzes - eben nur dem Begriffe, nicht aber dem Gefühle darstellte? Gewiss nur dadurch, dass das Wesen der Wirklichkeit in unendlicher Vielheit

erkannt wird. Diese unerschöpfliche, immer neu sich erzeugende und gebärende Vielheit wird vom Gefühle aber nur als einzelne, wechselnde Erscheinung empfunden: dieser Wechsel ist das Wesenhafte des Wirklichen, während nur das Eingebildete wechsellos-unendlich ist. Nur was Wechsel hat, ist wirklich: wirklich sein, leben - heisst: gezeugt werden, wachsen, blühen, welken und sterben; ohne Nothwendigkeit des Todes keine Möglichkeit des Lebens; kein Ende hat nur das, was keinen Anfang hat, - anfanglos ist aber nichts Wirkliches, sondern nur das Gedachte. Somit hiesse in der vollsten Wahrheit aufgehen, sich als empfindender Mensch der vollen Wirklichkeit hingeben: Zeugung, Wachsthum, Blüthe - Welken und Vergehen rückhaltlos, mit Wonne und Trauer empfinden, und dadurch nur leben wollen, dass wir in Lust und Leid leben und - sterben. Diess nur ist »aufgehen in der Wahrheit«. - Um dieses Aufgehen zu ermöglichen, haben wir aber das Suchen nach dem »Ganzen« völlig aufzugeben: das Ganze zeigt sich uns nur in der einzelnen Erscheinung, denn nur diese können wir (im vollen Sinne des Wortes) wahrnehmen; wirklich »begreifen« können wir eine Erscheinung nur, wenn wir uns völlig von ihr einnehmen lassen können, wie wir sie völlig in uns aufzunehmen vermögen müssen. Wie geschieht dieser wundervolle Process auf das Vollständigste? fragt die Natur! Nur durch die Liebe! - alles, was ich nicht lieben kann, bleibt ausser mir, und ich bleibe ausser ihm: hier kann wohl der Philosoph sich einbilden zu begreifen, nicht aber der wahrhaftige Mensch. Die Liebe in vollster Wirklichkeit ist nun bloss innerhalb des Geschlechtes möglich: nur als Mann und Weib können wir Menschen am wirklichsten lieben, während alle andere Liebe nur eine von dieser abgeleitete, von ihr herrührende, auf sie sich beziehende, oder ihr künstlich nachgebildete ist. Irrig ist es, diese Liebe nur für eine Offenbarung der Liebe überhaupt zu halten, während neben ihr andre, und wohl gar höhere Offenbarungen anzunehmen wären. Wer allerdings, wie der Metaphysiker, die Unsinnlichkeit vor der Wirklichkeit setzt, und das sinnliche Sein aus der Idee ableitet, - wer somit die Logik für die Genetik setzt - der mag auch recht haben, den Begriff der Liebe als vor der wirklichen Aeusserung der Liebe vorhanden sich zu denken, und demnach von Offenbarung der präexistirenden unsinnlichen Liebe durch die wirkliche sinnliche Liebe zu sprechen: dann wird er auch recht thun, diese Liebe zu verachten, wie überhaupt die Sinne. Jedenfalls ist aber darauf zu wetten, dass er selbst nie so geliebt hat und geliebt wurde, wie eben Menschen sich lieben können, sonst würde ihm klar geworden sein, dass er bei seiner Verachtung eben nur die thierische Liebe, wie überhaupt die thierische Sinnlichkeit, nicht aber die menschliche Liebe sich vorstellte. Höchste Befriedigung des Egoismus finden wir nur im vollsten Aufgehen desselben, und dieses findet der Mensch nur durch die Liebe: allein der wirkliche Mensch ist Mann und Weib, und nur in der Vereinigung von Mann und Weib existirt erst der wirkliche Mensch, erst durch die Liebe wird daher der Mann wie das Weib - Mensch. Wenn wir jetzt von »Mensch« reden, sind wir allerdings so lieblos dumm, unwillkürlich uns immer nur den Mann zu denken. Erst diese Vereinigung von Mann und Weib, erst die Liebe also erzeugt (sinnlich und metaphysisch) den Menschen, und wie der Mensch im ganzen Leben nichts so schöpferisch Geniales wieder darstellt, als sein eignes Dasein, sein Leben ist, so überbietet er auch nie wieder jenen Act seiner eigentlichen Menschwerdung durch die Liebe; er kann ihn nur wiederholen - wie überhaupt unser ganzes Leben ein beständiges Wiederholen der Vielheit der Einzelheiten der Lebensmomente ist - und diese Wiederholung ermöglicht eben einzig die Eigenschaft dieser Liebe, nach welcher sie der Ebbe und Fluth gleicht, wechselt, endet und wieder lebt. Ein heilloses Misverständniss der Liebe ist es daher, wenn gerade diese Eigenschaft, nach welcher sie sich immer wiederholen, immer neu sein kann, ihr als Schwäche angerechnet wird: wogegen die von der wirklichen Liebe nur abstrahirte, gedachte Liebe, wie die Liebe zu Gott- weiss-welchem Ganzen, wiederum nur Gedachten - als die ächte, weil dauernde Liebe vorgestellt wird. Schon diese mögliche »Dauer« zeugt für das Unwesenhafte dieser gemeinten Liebe. »Ewig« - im wahren Sinne des Wortes - ist was die Endlichkeit (oder vielmehr: den Begriff der Endlichkeit) aufhebt: auf das »Wirkliche« passt aber der Begriff der Endlichkeit gar nicht, denn das Wirkliche, d.h. das immer Wechselnde, Neue, Viele - ist ja eben die Aufhebung des nur Gedachten, als endlich Vorgestellten: die Unendlichkeit der Metaphysik ist ewige Unwirklichkeit. Das Endliche ist nur eine Vorstellung, die uns allerdings ängstigen kann; diess vermag sie aber nur dann, wenn die Wirklichkeit unserem Gefühle nicht gegenwärtig ist: tritt die Wirklichkeit der Liebe dagegen in voller Gegenwart an uns heran, so hebt sie eben den ängstigen Begriff auf, sie vernichtet die Endlichkeit, indem sie keine Vorstellung davon mehr aufkommen lässt. Somit ist nur das Wirkliche ewig, die vollste Wirklichkeit kommt uns aber nur im Genuss der Liebe; sie ist somit das Ewigste. - In Wahrheit hört der

Egoismus nur beim Aufgehen des »Ich« in das »Du« auf: dieses »Ich« und »Du« stellt sich aber nicht dar, sobald ich mich mit dem Ganzen der Welt zusammenstelle: »ich« und die »Welt« heisst nichts anderes, als »ich« allein; volle Wirklichkeit wird mir die Welt erst, wenn sie mir zum »Du« geworden ist, und diess wird sie nur in der Erscheinung des geliebten Individuums. Diese Erscheinung kann sich endlich im Kinde, im Freunde wiederholen; immer aber werden wir das Kind, den Freund erst ganz lieben können, wenn wir überhaupt schon lieben konnten, und diess lehrt dem Manne z.B. erst das Weib; gewiss ist auch Kindes- und Freundesliebe immer nur eine Art von Nothbehelf, den diejenigen erst am deutlichsten erkennen, die in der Geschlechtsliebe vollkommen glücklich waren; jene ist überhaupt nur ein Merkmal der Vielseitigkeit der menschlichen Natur, bei welcher denn selbst Abnormitäten zum Vorschein kommen dürfen, Abnormitäten der lächerlichsten wie der tragischsten Art. -

Genug! Ich wage es, diese Bekenntnisse Dir in Deine Einsamkeit zuzuschicken, ohne Furcht, Dir durch Theilung meiner Ansichten Trübsal zu erwecken. Nicht nur Du, sondern auch ich - wie Alle - leben gegenwärtig in Zuständen und Verhältnissen, die nur auf Surrogate, auf Nothbehelfe hinweisen; das wahrste, wirklichste Leben kann für Dich nicht weniger als für mich nur ein Gedachtes, Gewünschtes sein. Ich bin 36 Jahre alt geworden, ehe ich errieth, was eigentlich der Inhalt meines Kunstdranges sei: so lange galt mir die Kunst als der Zweck, und das Leben als das Mittel. Nun war die Entdeckung allerdings zu spät, und nur tragische Erfahrungen konnten meinem neuen Lebenstrieb antworten. Ein weiterer Blick in die Welt der Gegenwart zeigt uns nun ferner, dass die Liebe überhaupt jetzt unmöglich ist; einer meiner Freunde konnte mit Sicherheit z.B. den Deutschen zurufen: »ihr kennt ja die Liebe gar nicht: wie können denn Menschen lieben wollen, die keine Initiative des Charakters haben? das ist ja unmöglich!« - Heisst es also, sich durch irgend einen Nothbehelf zu retten suchen, so kann ich keinen besseren finden, als die aufrichtigste Einsicht in den so bewandten Stand der Dinge, das offene Zugeständniss der Wahrheit, selbst wenn für unsre Person kein anderer Gewinn mehr daraus zu ziehen ist, als eben der Stolz der Erkenntniss, und endlich der Wille und das Streben, den Menschen, durch Mittheilung dieser Erkenntniss, den Weg ihrer Erlösung zu zeigen. So wenden wir uns allerdings dem Ganzen der Menschheit zu, aber eben nur aus Nothbehelf, weil wir erkennen, dass nicht der Einzelne für sich glücklich sein kann, sondern nur, wenn Alle glücklich sind, er auch sich befriedigt fühlen darf. Du siehst, dass ich hiermit ganz auf Deinen Standpunkt trete: nur betrachte ich diesen Standpunkt nicht als den Endpunkt, sondern nur als ein Mittel, als einen Weg zu meinem Ziele: dieses Ziel wird aber von den Meisten eben noch nicht erkannt: ich habe es jedoch vorhin nachgewiesen; es ist: die Ermöglichung der Liebe, als des vollsten Innewerdens der Wirklichkeit - Wahrheit; nicht aber der gedachten, abstrahirten, unsinnlichen (jetzt uns einzig nur möglichen) Liebe, sondern der Liebe des »Ich« und »Du«.

Somit kann ich nicht anders, als die ungeheuren Bemühungen des menschlichen Geschlechts, und so auch gegenwärtig alle und jede Wissenschaft, nur für Wege und Mittel zu erachten, deren Ziel an sich ein so unendlich einfaches und doch so göttliches Resultat ist. Ich respectire somit jede dieser Anstrengungen, erkenne in jedem Schritte eine Nothwendigkeit, und freue mich herzlich wenn diese Schritte geschehen: ich selbst aber habe das einfache Ziel so dicht bereits vor Augen, dass es mir unmöglich ist, von ihm meinen Blick gewaltsam wieder abzuwenden, um an jenem (im Grunde für das Ziel doch bewusstlosen) Streben theilzunehmen: nur die Noth einer grossen Bewegung könnte mich zu dieser Selbstverleugnung bringen; diese heisse ich willkommen, wenn sie eintritt, als die mir einzig mögliche Erlösung. - Wirst Du es mir nun aber verargen, wenn ich Deinem Rathe, mich von Träumereien und egoistischen Schwärmereien abzuwenden, um mich dafür dem einzig Realen, dem wirklichen Leben und seinen Bestrebungen zuzuwenden, nur lächelnd erwiedern kann, und dagegen glaube, dass ich der vollen Wirklichkeit mich viel bestimmter, bewusster und unmittelbarer zuwende, indem ich jede meiner Lebensäusserungen, selbst die leidenvollsten, nur auf jenes Ziel und seine Kundmachung verwende? Gewiss wirst Du mir selbst Recht geben müssen, wenn ich z.B. dem »Robespierre« die tragischste Bedeutung, die er bisher für Dich hat, nur sehr bedingt, fast gar nicht zugestehe. Dieser Typus ist mir eben so höchst unsympathetisch, weil ich in den nach ihm gearteten Individualitäten nicht eine Ahnung von dem eigentlichen Inhalte des Strebens der Menschheit seit ihrer Entartung von der Natur entdecken kann. Das Tragische Robespierre's besteht eigentlich in der unglaublichen Jämmerlichkeit, mit der dieser Mensch, am Ziele seiner Machtbestrebungen, gänzlich ohne Wissen davon dastand, was er denn nun eigentlich mit dieser gewonnenen Macht anfangen

soll. Er wird nur tragisch, weil er diess selbst eingesteht, und weil er an der Unfähigkeit, etwas zu machen, etwas Beglückendes in das Leben zu rufen, zu Grunde ging. Ich finde daher, dass es sich mit ihm gerade umgekehrt so verhält, wie Du es auffassest: ihm war nicht ein hoher Zweck bekannt, um dessen Erreichung willen er zu schlechten Mitteln griff; sondern um den Mangel eines solchen Zweckes, um seine eigentliche Inhaltslosigkeit zu decken, griff er zu dem ganzen scheusslichen Guillotinenapparat; denn es ist erwiesen, dass die »terreur« als reines Regierungs- und Behauptungsmittel, ohne alle eigentliche Leidenschaft, aus rein politischen - d.h. ehrgeizig, selbstsüchtigen Gründen - gehandhabt wurde. So hatte dieser höchst ärmliche Mensch - der endlich nur seine abgeschmackte »vertu« auskramen konnte - eigentlich nur in den Mitteln seinen Zweck, und so geht es mit all diesen rein politischen Helden, die mit vollem Rechte an ihrer Unfähigkeit der Art zu Grunde gehen, dass hoffentlich diese ganze Gattung bald vollständig aus der Geschichte schwinden soll. - Hingegen bleibe ich dabei, dass mein Lohengrin (nach meiner Auffassung) die tiefste tragische Situation der Gegenwart bezeichnet, nämlich das Verlangen aus der geistigsten Höhe in die Tiefe der Liebe, die Sehnsucht, vom Gefühl begriffen zu werden, eine Sehnsucht, welche die moderne Wirklichkeit eben noch nicht erfüllen kann.

Doch hierüber habe ich mich in meinem Vorworte breit genug ausgelassen. Es bliebe nur noch zu bezeichnen, was ich von meinem Standpunkte aus zu thun nun mich gedrängt fühlen muss, um dem von mir erkannten Ziele der Menschheit - das mir als Person verwehrt bleiben muss, weil Alle noch jetzt es sich verwehren - mich und die Menschheit zugleich zu nähern, ohne mit jenen Mitteln mich zu befassen, deren ich mich nun einmal nicht mehr bedienen kann. Hierzu soll mir meine Kunst verhelfen: und das Kunstwerk, das ich in diesem Sinne entwerfen musste, ist eben mein Nibelungen-Gedicht. Ich glaube fast, dass weniger die Undeutlichkeit der jetzigen Fassung des Gedichtes, als vielmehr der von Dir so ernsthaft eingenommene, von dem meinigen doch aber ziemlich entfernte, Standpunkt daran schuld war, dass Dir manches in ihm unverständlich blieb. Dergleichen Irrungen sind natürlich nur von Seiten eines selbst mit producirenden, aus sich nachschaffenden Lesers möglich: während der naive Mensch, allerdings ohne festes Bewusstsein, doch leichter die Sache, wie sie ist, in sich aufnimmt. Für mich hat mein Gedicht nur folgenden Sinn: -

Darstellung der oben von mir bezeichneten Wirklichkeit. - Statt der Worte: »ein düster Tag dämmert den Göttern: in Schmach doch endet Dein edles Geschlecht, lässt Du den Reif nicht los!« lasse ich jetzt Erda nur sagen: »Alles was ist - endet: ein düster Tag dämmert den Göttern: Dir rath' ich, meide den Ring!« - Wir müssen sterben lernen, und zwar sterben, im vollständigsten Sinne des Wortes; die Furcht vor dem Ende ist der Quell aller Lieblosigkeit, und sie erzeugt sich nur da, wo selbst bereits die Liebe erbleicht. Wie ging es zu, dass diese höchste Beseligerin alles Lebenden dem menschlichen Geschlechte so weit entschwand, dass dieses endlich alles was es that, einrichtete und gründete, nur noch aus Furcht vor dem Ende erfaßt? Mein Gedicht zeigt es. Es zeigt die Natur in ihrer unentstellten Wahrheit mit all ihren vorhandenen Gegensätzen, die in ihren unendlich mannigfachen Begegnungen auch das gegenseitig sich Abstossende enthalten. Nicht aber dass Alberich von den Rheintöchtern abgestossen wurde - was diesen ganz natürlich war - ist der entscheidende Quell des Unheils; Alberich und sein Ring konnten den Göttern nichts schaden, wenn diese nicht bereits für das Unheil empfänglich waren. Wo liegt nun der Keim dieses Unheils? Siehe die erste Scene zwischen Wodan und Fricka - die endlich bis zu der Scene im 2. Acte der Walküre führt. Das feste Band, das beide bindet, entsprungen dem unwillkürlichen Irrthume der Liebe, über den nothwendigen Wechsel hinaus sich zu verlängern, sich gegenseitig zu gewährleisten, dieses Entgegengetreten dem ewig Neuen und Wechselvollen der Erscheinungswelt - bringt beide Verbundene bis zur gegenseitigen Qual der Lieblosigkeit. Der Fortgang des ganzen Gedichtes zeigt demnach die Nothwendigkeit, den Wechsel, die Mannigfaltigkeit, die Vielheit, die ewige Neuheit der Wirklichkeit und des Lebens anzuerkennen und ihr zu weichen. Wodan schwingt sich bis zu der tragischen Höhe, seinen Untergang - zu wollen. Diess ist Alles, was wir aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben: das Nothwendige zu wollen und selbst zu vollbringen. Das Schöpfungswerk dieses höchsten, selbstvernichtenden Willens ist der endlich gewonnene furchtlose, stets liebende Mensch: Siegfried. - Das ist Alles. - Des Näheren verdrängt sich die unheilstiftende Macht, das eigentliche Gift der Liebe, in dem, der Natur entwendeten und gemissbrauchten Golde, dem Nibelungen-Ringe: nicht eher ist der auf ihm haftende Fluch gelöst, als bis es der Natur wiedergegeben, das Gold in den Rhein zurückversenkt ist. Auch diess lernt Wodan erst ganz

am Schlusse, am letzten Ziele seiner tragischen Laufbahn erkennen: das, was Loge ihm im Anfang wiederholt und rührend vorhielt, übersah der Machtgierige am meisten; zunächst lernte er - an Fafner's That - nur die Macht des Fluches erkennen; erst als der Ring auch Siegfried verderben muss, begreift er, dass einzig diese Wiedererstattung des Geraubten das Unheil tilgt, und knüpft daher die Bedingung seines gewünschten eignen Unterganges an diese Tilgung eines ältesten Unrechtes. Erfahrung ist Alles. Auch Siegfried allein (der Mann allein) ist nicht der vollkommene »Mensch«: er ist nur die Hälfte, erst mit Brünnhilde wird er zum Erlöser; nicht Einer kann Alles; es bedarf Vieler, und das leidende, sich opfernde Weib wird endlich die wahre wissende Erlöserin: denn die Liebe ist eigentlich »das ewig Weibliche« selbst. - So viel von den allgemeinsten und grössten Zügen: sie enthalten alle einzelnen, bestimmteren in sich. -

Ich kann nicht anders denken, als dass Du mich in diesem Sinne ebenfalls verstanden hast: nur scheint es mir, Du legtest auf Mittel- und Zwischen-Glieder der grossen Kette mehr Werth, als ihnen - als solchen - zukommt; als hättest Du diess aber thun müssen, um eine Dir eigene, vorgefasste Anschauungsweise aus meinem Gedichte zu rechtfertigen. Im Ganzen fandest Du mit gewissen Ausstellungen gegen Undeutlichkeit einzelner Verhältnisse keinen rechten Anklang bei mir. Ich glaube mich dagegen mit ziemlich richtigem Instincte vor einem allzu grossen Deutlichmachungseifer gehütet zu haben, denn meinem Gefühle ist es klar geworden, dass ein zu offnes Aufdecken der Absicht das richtige Verständniss durchaus stört; es gilt im Drama - wie im Kunstwerk überhaupt - nicht durch Darlegung von Absichten, sondern durch Darstellung des Unwillkürlichen zu wirken. Diess eben unterscheidet auch meinen dichterischen Stoff von dem jetzt fast einzig nur noch gekannten politischen Stoff. Wenn Du z.B. dem Auftreten Wodan's im »jungen Siegfried« mehr Absicht eingepreßt wissen möchtest, als ich ihn jetzt ausdrücken lasse, so schadest Du der von mir zu höchst beabsichtigten Unwillkür in der Entwicklung des Ganzen sehr empfindlich. Wodan ist nach dem Abschied von Brünnhilde in Wahrheit nur noch ein abgeschiedener Geist: seiner höchsten Absicht nach kann er nur noch gewähren lassen, es gehen lassen wie es geht, nirgends aber mehr bestimmt eingreifen; deswegen ist er nun auch »Wanderer« geworden: sieh Dir ihn recht an! er gleicht uns auf's Haar; er ist die Summe der Intelligenz der Gegenwart, wogegen Siegfried der von uns gewünschte, gewollte Mensch der Zukunft ist, der aber nicht durch uns gemacht werden kann, und der sich selbst schaffen muss durch unsre Vernichtung. In solcher Gestalt - musst Du zugestehen - ist uns Wodan höchst interessant, wogegen er uns unwürdig erscheinen müsste als subtiler Intriguant, denn das wäre er, wenn er Rathschläge gäbe, die scheinbar gegen Siegfried, in Wahrheit aber für ihn, und namentlich für sich gelten: das wäre ein Betrug, würdig unsrer politischen Helden, nicht aber meines untergangsbedürftigen jovialen Gottes. Sieh, wie er dem Siegfried im dritten Acte gegenüber steht! Er ist hier vor seinem Untergange so unwillkürlicher Mensch endlich, dass sich - gegen seine höchste Absicht - noch einmal der alte Stolz rührt, und zwar (wohlgemerkt!) aufgereizt durch - Eifersucht um Brünnhilde; denn diese ist sein empfindlichster Fleck geworden. Er will sich gleichsam nicht nur so bei Seite schieben lassen, sondern fallen - besiegt werden: aber auch diess ist ihm so wenig absichtliches Spiel, dass er in schnell entflammter Leidenschaft sogar auf Sieg ausgeht, auf einen Sieg, der - wie er sagt - ihn nur noch elender machen müsste. - Für die Kundgebung der Absichten musste ich meinem Gefühle nach ein unendlich feines Maass einhalten: allerdings soll mein Held nicht den Eindruck eines gänzlich Bewusstlosen machen: im Siegfried habe ich vielmehr den mir begreiflichen vollkommensten Menschen darzustellen gesucht, dessen höchstes Bewusstsein darin sich äussert, dass alles Bewusstsein immer nur in gegenwärtigstem Leben und Handeln sich kundgibt: wie ungeheuer ich dieses Bewusstsein, das fast nie ausgesprochen werden darf, erhebe, wird Dir aus der Scene Siegfried's mit den Rheintöchtern klar werden; hier erfahren wir, dass Siegfried unendlich wissend ist, denn er weiss das Höchste, dass Tod besser ist, als Leben in Furcht: er kennt auch den Ring, aber er achtet seiner Macht nicht, weil er was Besseres zu thun hat; er wahrte ihn nur als Zeugniss dessen, dass er - das Fürchten nicht gelernt hat. Gestehe, vor diesem Menschen muss alle Götterpracht erleichen! Am meisten fällt mir von Dir die Frage auf: warum nun, da das Rheingold dem Rhein zurückgegeben ist, die Götter doch noch untergehen? - Ich glaube, bei einer guten Aufführung wird der naivste Mensch hierüber ganz einig mit sich werden. Allerdings geht der Untergang nicht aus Contrapunkten hervor: diese liessen sich überhaupt ja deuten, drehen und wenden - man brauchte nur einen juristischen Politiker als Advocat dazu zu nehmen; sondern aus unserem innersten Gefühle erwächst uns - wie Wodan aus seinem Gefühle - die Nothwendigkeit dieses Unterganges. Hierauf kam es an, aus dem Gefühle diese Nothwendigkeit zu

rechtfertigen, und ihm geschieht diess ganz von selbst, wenn es vollkommen theilnehmend von Anfang an den Gang der ganzen Handlung mit all ihren einfachen, natürlichen Motiven verfolgt: wenn schliesslich Wodan diese Nothwendigkeit ausspricht, so sagt er nur das, was wir selbst bereits für nothwendig halten. Wenn Loge am Schlusse des Rheingoldes den nach Walhall ziehenden Göttern nachredet: »Ihrem Ende eilen sie zu, die so stark im Bestehen sich wähen«, so bringt er in diesem Augenblicke unsre eigne Empfindung gewiss nur zum Ausdruck, denn wer dieses Vorspiel theilnehmend verfolgt, nicht grübelnd und abwägend, sondern die Vorfälle auf sein Gefühl wirken lassend, der muss Loge vollkommen beistimmen. -

Lass mich Dir noch etwas von Brünhilde sagen. Auch sie verkennst Du doch, wenn Du ihre Weigerung, den Ring Wodan zu überlassen, hart und eigensinnig findest. Erlebtest Du nicht, dass Brünhilde sich von Wodan und allen Göttern geschieden um - der Liebe willen, weil sie - wo Wodan Plänen nachhing - nur - liebte? Seit vollends Siegfried sie erweckt, hat sie kein andres Wissen mehr als das Wissen der Liebe. Nun - das Symbol dieser Liebe ist - da Siegfried von ihr zog - dieser Ring: da ihn Wodan von ihr fordert, tritt ihr nur noch der Grund ihrer Trennung von Wodan entgegen (weil sie aus Liebe handelte), und nur eines weiss sie jetzt noch, dass sie allem Götterthume entsagt hat um der Liebe willen. Sie weiss aber, dass die Liebe das einzig Göttliche ist: so möge denn Walhall's Pracht zu Grunde gehen, aber den Ring - (die Liebe) - opfert sie nicht. Ich bitte Dich, wie erbärmlich, geizig und gemein stünde sie nun da, wenn sie den Ring deshalb verweigerte, weil sie (etwa durch Siegfried) um seinen Zauber, um seine Goldmacht wüsste? Das wirst Du doch diesem herrlichen Weibe nicht im Ernste zumuthen? - Schauert es Dich aber, dass dieses Weib gerade in diesem verfluchten Ringe das Symbol der Liebe bewahrt, so wirst Du ganz nach meiner Absicht empfinden, und hierin die Macht des Nibelungen-Fluches auf seiner furchtbarsten, tragischsten Höhe erkennen: dann wirst Du überhaupt die Nothwendigkeit des ganzen letzten Drama's »Siegfried's Tod« erkennen. Das mussten wir noch erleben, um vollkommen das Unheil des Goldes inne zu werden. Warum Brünhilde so schnell dem verstellten Siegfried sich fügt? eben weil dieser ihr den Ring entrissen, in welchem sie einzig auch noch ihre Kraft bewahrte. Das Furchtbare, Dämonische des ganzen Auftrittes ist Dir überhaupt entgangen: durch das Feuer, das seiner Bestimmung, wie der Erfahrung nach - einzig Siegfried durchschreiten sollte und konnte, dringt - leichter Mühe - ein »andrer« zu ihr: Alles schwankt zu Br[ünhilde]'s Füßen, Alles ist aus den Fugen; in einem furchtbaren Kampfe wird sie überwältigt, sie ist »von Gott verlassen«. Und ausserdem ist es - Siegfried in Wirklichkeit, der ihr gebietet das Lager mit ihm zu theilen - Siegfried, den sie (unbewusst - aber desto verwirrender) trotz seiner Verhüllung an dem leuchtenden Auge - fast - erkennt. (Du fühlst, hier geht etwas eben »Unaussprechliches« vor, und hast daher sehr Unrecht, mich darüber zum Sprechen zu interpelliren!)

Nun, ich bin gehörig in das Breite gerathen: die Furcht hiervor war auch der Grund der Verzögerung meines Schreibens. Es war mir beängstigend, dass Du gewisse Züge so ganz hattest misverstehen können. Klar wurde mir allerdings, dass nur das vollendete Ganze im glücklichen Falle jedem Missverständnisse würde wehren können: da mich denn ein heftiges Verlangen zum Beginn der musikalischen Ausführung erfasste, gab ich mich recht freudig diesem hin, ehe ich Dir schrieb. Die nun beendigte Composition des so schwierigen und wichtigen Rheingoldes hat mir, wie Du siehst, eine grosse Sicherheit wiedergegeben. Wie vieles, bei dem ganzen Wesen meiner dichterischen Absicht, erst durch die Musik deutlich wird, das habe ich nun wieder ersehen: ich kann jetzt das musiklose Gedicht gar nicht mehr ansehen. Mit der Zeit denke ich Dir auch die Composition mittheilen zu können. Für jetzt nur so viel, dass sie zu einer fest verschlungenen Einheit geworden ist: das Orchester bringt fast keinen Tact, der nicht aus vorangehenden Motiven entwickelt ist. Doch hierüber lässt sich nicht verkehren.

Was Du mir über die Ausführung und Aufführung des Ganzen mittheilst, hat meinen vollkommenen Beifall: Du weisst ganz worauf es hier ankommt. Gewiss befolge ich in Allem Deine Rathschläge. Wie ich die endliche Aufführung zu Stande bringen werde, ist allerdings noch ein gewaltiges Problem. Doch werde ich es seiner Zeit angreifen, weil ich sonst keinen mir entsprechenden Lebenszweck mehr vor mir sehen könnte. Ich glaube mit ziemlicher Sicherheit, dass alles rein Mechanische des Unternehmens zu Stande kommen dürfte: aber - meine Darsteller?! Da falle ich in ein gewaltiges Seufzen. Natürlich muss ich auf junge Leute halten, die durch unsre Opernbühne nicht schon ganz ruinirt sind: an sogenannte »Berühmtheiten« denke ich gar nicht. Wie ich mir meine junge Welt nun ziehe, das muss ich auch erst sehen; am liebsten hätte ich meine Truppe ein Jahr lang zusammen, ohne sie öffentlich auftreten zu lassen; ich muss

dann täglich mit ihnen umgehen, sie menschlich und künstlerisch üben, und für ihre Aufgabe allmählich reifen lassen. Unter den glücklichsten Umständen dürfte ich daher vor dem Sommer 1858 auf keine erste Aufführung rechnen. Möge es nun aber dauern, wie lange es wolle, immer reizt es mich, in einer so concentrirten Thätigkeit für einen mir ganz eigenen Zweck mir noch eine Nöthigung zum Leben zu setzen. Im Uebrigen muss ich taub für alle Deine Lebens-Rathschläge bleiben: hier lässt sich nichts machen, sondern Alles macht sich. Glaub' mir, auch den »Landbauer« habe ich schon stark in das Auge gefasst: um ein radikal gesunder Mensch zu werden, ging ich vor zwei Jahren in eine Wasserheilanstalt; Kunst und Alles wollte ich aufgeben, wenn ich wieder ein Naturmensch werden konnte. Bester, was musste ich über meinen naiven Wunsch lachen, als ich nahe daran kam, verrückt zu werden! Keiner von uns soll das gelobte Land sehen: wir werden Alle in der Wüste sterben. Geist ist - wie Jemand gesagt hat - eine Krankheit: sie ist incurabel. Bei dem jetzigen Leben gestattet die Natur nur Abnormitäten: wir müssen - im glücklichsten Falle - Martyre sein; wer sich diesem Berufe entziehen will, wüthet gegen die Möglichkeiten seiner Existenz. Ich kann jetzt nicht anders, als als Künstler noch existiren: alles Uebrige - da ich das Leben, die Liebe - nicht mehr umfassen kann, ekelt mich, oder hat nur in so weit Interesse für mich, als es auf die Kunst Bezug hat. Nun giebt es zwar ein qualvolles Leben, aber es giebt doch das einzig mögliche Leben. Zudem habe ich an meinen Werken merkwürdige Erfahrungen gemacht: wenn ich den leidenvollen Zustand, in dem ich jetzt normal bin, empfinde, kann ich nicht anders, als meine Nerven für ruiniert halten; wunderbarer Weise thun mir aber diese Nerven - wenn es gilt, und mir schöne entsprechende Anregungen kommen - die wundervollsten Dienste; ich bin dann von einer Hellsichtigkeit, von einer Wohlempfindung des Erfahrens und Producirens, wie ich früher es nie gekannt hatte. Soll ich nun sagen, meine Nerven sind ruiniert? Ich kann's nicht. Ich sehe nur, dass der meiner Natur - wie sie sich nun einmal entwickelt hat - normale Zustand die Exaltation ist, während die gemeine Ruhe ihr anormaler Zustand ist. In der That fühle ich mich nur wohl, wenn ich »ausser mir« bin: dann bin ich ganz bei mir. - Wenn Goethe anders war, so beneide ich ihn drum nicht, wie ich überhaupt doch wieder mit Niemand tauschen möchte, selbst mit Humboldt nicht, den Du für ein Genie hältst, was ich nicht kann. Am Ende geht es Dir auch so: denn wohl auch Du tauschest vielleicht mit Niemand, woran Du im Grunde sehr recht hättest, - mindestens bewundere ich Dich aufrichtig.

Die Natur liegt mir nicht so fern, als Du glaubst: bin ich selbst auch nicht mehr im Stande, mich in einen wissenschaftlichen Verkehr mit ihr zu setzen. Dafür muss mir [Georg] Herwegh dienen, der auch hier lebt und seit lange ein sehr gründliches Naturstudium treibt: durch ihn, den Freund, erfahre ich gar schöne, wichtige Dinge von der Natur, und sie bestimmt mich in Vielem und Grossem. Nur wenn sie mir das eigentliche Leben, die Liebe - ersetzen soll, so lasse ich sie links: darin bin ich nun, wie Brünnhilde mit dem Ringe. Lieber untergehen, selbst genusslos sein, als meinem Bekenntnisse entsagen.

Wenn ich Deinen Rathschlägen so antworte, so wolle nur ja nicht glauben, dass ich Dir undankbar dafür bin: wie könnte ich Dir für Deine Liebe undankbar sein, die sie Dir eingiebt? Sieh, diese erfreut mich unendlich: ich kann Dir ja nicht beschreiben, welch rührenden Eindruck Du damit auf mich machst. Dieser Rührung kann wirklich nur die Bewunderung für Dich gleichkommen, für die Stärke - und wiederum für die Weichheit Deines Geistes. Wenn ich mir noch eine Erfahrung wünsche, so wäre diess zunächst die Ausführung des Werkes, von dem Du mir schreibst, dass Du es gemacht hättest. Ist es unmöglich? Was fehlt Dir, um es zu können? Theile mir das genau mit, damit ich Dir vielleicht helfen kann. - Hast Du denn nichts vom Buchhändler [Eduard] Avenarius in Leipzig erfahren? Er ist leider der einzige, auf den ich einigen Einfluss zu haben glauben dürfte, während ich mit meinen Verlegern nur durch andere, und für mich keinesweges zufriedenstellend, verkehrt habe. An ihn schrieb ich sogleich nach Empfang Deines Briefes und bat ihn, sich direct an Dich mit etwaigen Aufträgen u. dgl. zu wenden. Trotz einer erneuten Anfrage deshalb habe ich keine Antwort von ihm erhalten.(?)

Ich wüsste Dir gerade jetzt nichts zu schicken, was Dich interessiren könnte: ich selbst bin jetzt aller Lectüre ganz fremd geworden. So wie ich aber etwas finde, theile ich Dir's mit. - Mein Tannhäuser wird jetzt ziemlich überall in Deutschland gegeben; besonders haben sich alle kleinen Theater daran gemacht, während die grössten - aus erklärlichen Gründen - sich ihn noch fern halten. Ueber die Aufführungen selbst erfahre ich meistens, dass sie miserabel sind, so dass ich nicht begreife, woher das Gefallen kommt: da ich nichts davon sehe, bin ich etwas unempfindlich gegen diese Prostitutionen meiner Werke gewor-

den, nur eine neuliche erste Aufführung des Lohengrin in Leipzig machte auf mich einen heftig schmerzlichen Eindruck: sie soll beispiellos schlecht gewesen sein; unter andren hörte man den ganzen Abend - ausser vom Heerrufer - kein Wort aussprechen! - So bereue ich endlich doch, meine Werke hergegeben zu haben. In Boston giebt man jetzt schon Wagnernights, Concertabende, wo nur meine Compositionen aufgeführt werden. Man fordert mich auf, nach Amerika zu kommen: könnten sie mir dort die geeigneten Mittel schaffen, wer weiss, was ich thäte; so aber als Concertgeber umherzuziehen, kann mir doch, selbst für vieles Geld, keiner zumuthen! -

Nun, Liebster, will ich denn auch zu Schlusse kommen. Wenn's sein sollte, könnte ich am Ende noch ein Buch Papier verschreiben; der Stoff würde nicht ausgehen: doch das wollen wir uns auf neue Anregung vorbehalten. Hoffentlich, - und wenn Du kannst - lässt Du mich nicht so lange auf einen Brief warten, als ich Dich auf diese Antwort. Schreibe mir besonders auch von Deinen Arbeiten. Etwas Vergessenes hole ich dann auch nach. Jetzt - leb' wohl, lieber theurer Freund. Hoffe - denn am Ende hoffe ich selbst auch.

Dein
Richard Wagner.
Zürich, 26. Jan. 1854.

In: Sämtliche Briefe: Bd. 6: Briefe Januar 1854 bis Februar 1855. Richard Wagner: Schriften und Briefe, Bd. 6, S. 59 ff.

Auch abgedruckt in Hanjo Kesting (Hrsg.): Wagners Briefe. Ausgewählt, eingeleitet und kommentiert von Hanjo Kesting. München, Zürich 1983, S. 274-289.

2. Brief Wagners vom 23. August 1856.

An August Röckel, Waldheim
Zürich, 23. August 1856

Dein Brief, liebster Freund, hat mich keineswegs streitsüchtig gestimmt, sondern mich vielmehr recht darin bestärkt, daß in der Welt mit Disputiren nichts auszurichten ist. Das, was unser Eigenstes ist, sind nicht die Begriffe, sondern die Anschauungen: diese sind aber so sehr unser eigen, daß wir sie eigentlich nie vollständig veräußern, nie ganz entsprechend mittheilen können, da selbst der vollkommenste Versuch dazu, die That des Künstlers, das Kunstwerk, vom andern am Ende doch wiederum nur so angeschaut wird, wie er eben seiner eigensten Natur nach anschaut. Wie wenig kann aber der Künstler erwarten, seine eigne Anschauung in der des andern vollkommen reproducirt zu wissen, da er selbst vor seinem Kunstwerke, wenn es wirklich ein solches ist, wie vor einem Räthsel steht, über das er in dieselben Täuschungen verfallen kann, wie der andere. Und woran können wir über dieses sonderbare Verhältniß wiederum in das Klare kommen, als höchstens eben nur wieder an uns selbst? Ich kann hierüber sprechen, da ich gerade in diesem Punkte die überraschendsten Erfahrungen gemacht habe. Selten ist wohl ein Mensch in seinen Anschauungen und Begriffen so wunderlich auseinandergegangen und sich selbst entfremdet gewesen, als ich, der ich gestehen muß, meine eignen Kunstwerke erst jetzt, mit Hilfe eines andren, der mir die mit meinen Anschauungen vollkommen congenirenden Begriffe erfaßt, und meiner Vernunft verdeutlicht zu haben. Die Periode, seit der ich aus meiner inneren Anschauung schuf, begann mit dem fliegenden Holländer; Tannhäuser und Lohengrin folgten, und wenn in ihnen ein poetischer Grundzug ausgedrückt ist, so ist es die hohe Tragik der Entsagung, der wohlmotivirten, endlich nothwendig eintretenden, einzig erlösenden Verneigung des Willens. Dieser tiefe Zug ist es, der meiner Dichtung, meiner Musik die Weihe gab, ohne die alles wirklich Ergreifende, was sie ausübt, ihnen nicht zu eigen werden konnte. Nun ist nichts auffallender, als daß ich mit allen meinen der Speculation und der Bewältigung des Lebensverhältnisses zugewandten Begriffen der dort zu Grunde liegenden Anschauung schnurstracks entgegen arbeitete. Wo ich als Künstler mit so zwingender Sicherheit anschaute, daß alle meine Gestaltungen dadurch bestimmt wurden, suchte ich als Philosoph mir eine durchaus entgegengesetzte Erklärung der Welt zu verschaffen, die, mit höchster Gewaltbarkeit aufrecht erhalten, von meiner unwillkürlichen, rein objectiven, künstlerischen Anschauung, zu meiner eigenen Verwunderung, immer vollständig wieder über den Haufen geworfen wurde. Das Auffallendste in diesem Bezug mußte ich endlich an meiner Nibelungen-Dichtung erleben: ich gestaltete sie zu einer Zeit, wo ich mit meinen Begriffen nur eine hellenistisch-optimistische Welt aufgebaut hatte, deren Realisirung ich durchaus für möglich hielt, sobald die Menschen nur wollten, wobei ich mir selbst über das Problem, warum sie denn eigentlich doch nicht wollten, ziemlich kunstreich hinweg zu helfen suchte. Ich entsinne mich nun, in diesem absichtlich gestaltenden Sinne die Individualität meines Siegfried herausgegriffen zu haben, mit dem Willen ein schmerzloses Dasein hinzustellen; mehr aber noch glaubte ich mich deutlich auszudrücken in der Darstellung des ganzen Nibelungen-Mythos, mit der Aufdeckung des ersten Unrechtes, aus dem eine ganze Welt des Unrechtes entsteht, die deshalb zu Grunde geht, um - - uns eine Lehre zu geben, wie wir das Unrecht erkennen, seine Wurzel ausrotten und eine rechtliche Welt an ihrer Stelle gründen sollen. Kaum bemerkte ich nun aber, wie ich mit der Ausführung, ja im Grunde schon mit der Anlegung des Planes, unbewußt einer ganz andern, viel tieferen Anschauung folgte, und, anstatt einer Phase der Weltentwicklung, das Wesen der Welt selbst, in allen seinen nur erdenklichen Phasen, erschaut und in seiner Nichtigkeit erkannt hatte, woraus natürlich, da ich meiner Anschauung, nicht aber meinen Begriffen treu blieb, etwas ganz anderes zu Tage kam, als ich mir eigentlich - gedacht hatte. Doch entsinne ich mich, schließlich meine Absicht gewaltsam einmal zur Geltung gebracht zu haben, und zwar - zum einzigsten Male - in der tendenziösen Schlußphrase, welche Brünhilde an die Umstehenden richtet, und, von der Verwerflichkeit des Besitzes ab, auf die einzig beseligende Liebe verweist, ohne (leider!) eigentlich dieser mit »Liebe« selbst recht ins Reine zu kommen, die wir, im Verlaufe des Mythos, eigentlich doch als recht gründlich verheerend auftreten sahen.

So blind machte mich aber an dieser einzigen Stelle die Dazwischenkunft meiner begrifflichen Absicht. Sonderbarer Weise marterte mich diese Stelle nun fortwährend, und es bedurfte wahrlich einer großen Umwälzung meiner Vernunftvorstellung, wie sie schließlich durch Sch.[openhauer] bewirkt wurde, um mir den Grund meiner Pein aufzudecken, und mir zu meinem Gedichte den wirklich entsprechenden Schlußstein zu liefern, der in einer aufrichtigen Anerkennung des wahren tiefen Verhaltens der Dinge besteht, ohne im mindesten dabei tendenziös zu sein.

Ich theile Dir diesen, gewiß nicht uninteressanten Vorgang mit, um mich Dir wenigstens darüber deutlich zu machen, wie das von Sch[openhauer] so tief und glücklich gelöste Problem der Differenz zwischen Anschauung und Begriff von mir nicht etwa wieder nur einzig als Begriff, sondern als eine Erfahrung verstanden worden ist, welche mit einer so zwingenden Überzeugung bestimmt, daß, namentlich nachdem ich die Natur dieses Verhaltes erkannt, ich mich damit begnüge, sie in mir zu hegen, ohne mich zu dem Vermessen verleiten zu lassen, auf dem Wege der Dialektik sie anderen beizubringen. Ich selbst erkenne zu tief, daß sie auf diesem Wege mir nie beizubringen gewesen wäre, wenn sie meiner eigensten Anschauung nicht vollkommen entsprochen hätte; eben so erkenne ich, daß sie Niemand beizubringen ist, in dessen eigenster Anschauung sie nicht vor dem begrifflichen Erkennen vollständig begründet war. Da wir uns nichts durch Begriffe aneignen, was wir nicht zuvor angeschaut, ist dies Verhältniß zu erklärlich, als daß ein Mensch, dem dies deutlich geworden, zumal wenn er sich so wenig Philosoph fühlt wie ich, Lust empfinden könnte, sich als Dialektiker bloß zu stellen. Ich kann nur in Kunstwerken sprechen. - Dennoch frage ich Dich, um die Sache summarisch abzumachen: - kannst Du Dir eine moralische Handlung anders vorstellen, als unter dem Begriff der Entsagung? Und was ist die höchste Heiligkeit, d.h. die vollste Erlösung, anderes als die Grundlage dieses Principes für unser Handeln überhaupt? - Doch schon mit diesen so einfachen Fragen gehe ich eigentlich zu weit, und werde abstrakter als mir vortheilhaft ist. Deshalb laß Dich nur noch etwas von meiner concreten Persönlichkeit unterhalten. -

Ich bin nur Künstler: - und das ist mein Segen und mein Fluch; sonst möchte ich gern Heiliger sein, und das Leben auf die einfachste Weise für mich abgethan wissen; so renne und jage ich Thor aber, um mir Ruhe zu verschaffen, d.h. jene complicirte Ruhe eines ungestörten, genügend behaglichen Lebens, um - nur arbeiten, nur Künstler sein zu können. Dieß zu erreichen, ist so schwer, daß ich mich, in meinem ewigen Jagen nach Ruhe, oft herzlich belachen muß. Seitdem Du keine Mittheilungen von mir hast, habe ich mich ziemlich elend befunden: die Londoner Expedition war eine thörichte Inconsequenz von mir, für die ich mit Ergebung jede Strafe ertrug, namentlich auf die des Aushaltens bis meine Verpflichtung zu Ende war. Dort schwand mir aller Geist für meine Arbeit; ich wollte da die Partitur der Walküre vollenden, verlor aber alles innere Gedächtniß dafür, kehrte krank nach Zürich zurück, vollendete unter steten Rückfällen der Gesichtsrose mühsam (aber - unter uns: schön) die Walküre im Laufe des Winters, und ging Anfang dieses Sommers in die Nähe von Genf, wo ich unter der Leitung eines ausgezeichneten Arztes [Dr. Vaillant] eine sehr erfolgreiche Wasserkur durchmachte, von der ich soeben hierher zurückgekehrt bin, wo ich Deinen Brief vorfand. An den Beginn der Composition des »jungen Siegfried« war noch nicht zu denken: Ende September wird mich Liszt besuchen; mit ihm nehme ich meine beiden fertigen Partituren durch; dann hoffe ich, erfrischt und angeregt, den Siegfried vorzunehmen, um ihn im nächsten Jahre fertig zur Welt zu bringen. Da hast Du Alles, was ich von mir weiß. - Mit Mühe und Noth erhielt ich voriges Jahr in London noch eine in Dresden gefertigte Abschrift des »Rheingoldes«; diese ließ ich dort einem jungen Freunde und ausgezeichneten Klavierspieler, Klindworth, zurück, um ein schönes Arrangement davon zu machen. Dieser Unglückliche, der lange Zeit selbst in große Krankheit fiel, hat mir nun erst ganz kürzlich die Partitur mit dem vollendeten Klavierauszug zurückgeschickt: diese letztere muß nun hier auch erst auf's Reine geschrieben werden, wozu die Partitur, der Bemerkungen wegen, dem Copisten nöthig ist; erst wenn diese Abschrift beendet, kann ich wieder über die Partitur verfügen, und ich verspreche Dir, nach Liszt's Besuche, Dir sie zuzuschicken. Von der Walküre ist aber noch keine Abschrift gemacht, da ich hier nur einen guten Copisten [Karl Schmidt] habe, und dieser wenig Zeit hat. Meine Originalpartituren gebe ich aber so ungern aus den Händen, daß ich deshalb die Walküre nicht in Dresden copiren lassen will: nicht sowohl aus Sorge für den möglichen Verlust, der allerdings auch mehr als bedenklich wäre, als weil ich sie bei mir haben muß, um weiter arbeiten zu können. Erkläre Dir also die Verzögerung des Erhaltes meiner Arbeiten freundschaftlichst aus den angegebenen Umständen. - Die kleineren

Schriften Sch.'s will ich nun auch besorgen: es ist so viel Neues und Bedeutendes darin, daß ich Dir Genuß verspreche, trotz der unläugbaren Härten und Einseitigkeiten eines schroff gewordenen Sonderlings, die Dich hie und da verdrießen können. Damit sollst Du auch die Partitur meiner »Faustouvertüre« erhalten, die ich, auf einen schnellen Anlaß hin, neu bearbeitete, und in dieser Gestalt mir nicht unwürdig erscheint. Die Bücher muß ich aber erst aus Leipzig kommen lassen.

Was mein äußerliches Schicksal betrifft, so fährt man in Deutschland fort meine Opern mit andauerndem Glücke schlecht aufzuführen, was mir manche humoristische Bewunderung abgewinnt. Man giebt sich Mühe, mir die Erlaubniß zur Rückkehr nach Deutschland zu verschaffen, namentlich interessirt sich der Großherzog [Carl Alexander] von Weimar sehr thätig hierfür, ohne jedoch bis zur Zeit noch ein günstiges Resultat erhalten zu haben. Ich für meinen Theil wünsche mir hauptsächlich Gesundheit, um alle Entwürfe, deren ich noch voll bin, ausführen zu können; leider bin ich davon voller, als ich bedarf, denn außer den Nibelungenstücken habe ich noch einen Tristan und Isolde (die Liebe als furchtbare Qual) und einen neuesten Stoff »die Sieger« (höchste Erlösung, buddhistische Legende) im Kopf, die mir so nahe liegen, daß ich sie mit großer Hartnäckigkeit, den Nibelungen zu lieb, zurückdrängen muß. -

Nun, liebster August, hast Du schwarz auf weiß, was ich, der ich jetzt noch sehr der Ruhe bedarf, auf einen Ansatz los werden konnte. Behalte Dir Deinen heitren, hellen Kopf, und rücke Dir Deine Philosophie zurecht, wie Du sie dazu brauchst: wir wissen am Ende doch nur, was wir wissen wollen, denn soviel giebst Du gewiß zu, daß wir, selbst mit unsrem Wissen, ganz und gar nur Wille, und als dieser, zwar das allmächtigste, aber keineswegs an sich das weiseste Wesen sind.

Leb' wohl und behalte lieb
Deinen Richard Wagner.

In: Sämtliche Briefe: Bd. 8: Briefe April 1856 bis Juli 1857. Richard Wagner: Schriften und Briefe, Bd. 8, S. 152 ff. Auch abgedruckt in Hanjo Kesting (Hrsg.): Wagners Briefe. Ausgewählt, eingeleitet und kommentiert von Hanjo Kesting. München, Zürich 1983, S. 331-336.
